

- (i) Abteilung für Arbeits- und Sozialfragen;
- (j) Abteilung für die Rehabilitierung von Flüchtlingen;
- (k) Abteilung für die Verwaltung des Rechtswesens und die Überwachung der einheimischen Polizeieinheiten; – und der Verwaltungsrat wird die Verfügungen bezüglich der Tätigkeit dieser Abteilungen bekanntgeben.
- 11. Sicherheit und öffentliche Ordnung in den Gebieten Judäa und Samaria sowie im Bezirk Gaza wird der Verantwortung der israelischen Behörden unterstellt sein.
- 12. Der Verwaltungsrat wird seinen eigenen Vorsitzenden wählen.
- 13. Die erste Sitzung des Verwaltungsrats wird 30 Tage nach Bekanntgabe der Wahlergebnisse stattfinden.
- 14. Bewohner von Judäa und Samaria und des Gaza-Bezirks werden ohne Unterschied der Staatsbürgerschaft – und auch im Falle der Staatenlosigkeit – die freie Wahl zwischen der israelischen oder der jordanischen Staatsbürgerschaft haben.
- 15. Ein Bewohner der Gebiete Judäa und Samaria oder des Bezirks Gaza, der um die israelische Staatsbürgerschaft ersucht, wird diese gemäss dem Staatsbürgerschaftsgesetz erhalten.
- 16. Bewohner von Judäa, Samaria und dem Bezirk Gaza, die von ihrem Recht auf freie Entscheidung Gebrauch machen und die israelische Staatsbürgerschaft wählen, werden nach dem Wahlgesetz berechtigt sein, sich sowohl als Wähler als auch als Wahlkandidaten an den Wahlen für die Knesset zu beteiligen.
- 17. Bewohner von Judäa, Samaria und dem Bezirk Gaza, die jordanische Staatsbürger sind, werden sich gemäss dem Wahlgesetz jenes Landes an den Parlamentswahlen des Haschemitischen Königreichs Jordanien beteiligen und berechtigt sein, sich ins Parlament wählen zu lassen.
- 18. Fragen, die sich durch die Wahl von Bewohnern Judäas, Samarias und des Gaza-Bezirks ins jordanische Parlament ergeben, werden in Verhandlungen zwischen Israel und Jordanien geklärt werden.
- 19. Man wird ein Komitee von Vertretern Israels, Jordaniens und des Verwaltungsrats ernennen, welches die in Judäa, Samaria und dem Gaza-Bezirk bestehende Gesetzgebung prüfen und festsetzen wird, welche Gesetzgebung weiterhin in Kraft bleibt, welche aufgehoben wird und was die Zuständigkeit des Verwaltungsrats zur Bekannt-

gabe von Verfügungen sein wird. Die Entscheidungen des Komitees werden durch einstimmigen Beschluss angenommen werden.

20. Bewohner Israels werden das Recht haben, in Judäa, Samaria und im Bezirk Gaza Land zu erwerben und sich dort niederzulassen. Arabische Bewohner Judäas, Samarias und des Gaza-Bezirks, die aufgrund der ihnen freigestellten Entscheidung israelische Staatsbürger werden, werden berechtigt sein, in Israel Land zu erwerben und sich dort niederzulassen.

21. Man wird ein Komitee aus Vertretern Israels, Jordaniens und des Verwaltungsrats ernennen, welches Einwanderungsbestimmungen für Judäa, Samaria und den Bezirk Gaza festsetzen wird. Das Komitee wird die Bestimmungen ausarbeiten, nach denen arabischen Flüchtlingen, die ausserhalb Judäas, Samarias und des Bezirks Gaza leben, die Einwanderung in diese Gebiete in annehmbarer Zahl gestattet wird. Die Entscheidungen des Komitees werden durch einstimmigen Beschluss angenommen werden.

22. Bewohnern Israels und Bewohnern Judäas, Samarias und des Bezirks Gaza wird in Israel, Judäa, Samaria und dem Bezirk Gaza Bewegungsfreiheit ebenso wie Freiheit der wirtschaftlichen Betätigung garantiert.

23. Der Verwaltungsrat wird eines seiner Mitglieder zum Vertreter des Rats bei der israelischen Regierung und ein anderes Mitglied zum Vertreter des Rats bei der jordanischen Regierung ernennen, um dort jeweils Fragen von gemeinsamem Interesse zu erörtern.

24. Israel besteht auf seinem Recht und seinem Anspruch auf Souveränität über Judäa, Samaria und den Bezirk Gaza. Im Bewusstsein dessen, dass andere Ansprüche existieren, schlägt es zwecks Übereinkunft und um des Friedens willen vor, dass die Frage der Souveränität über diese Gebiete offenbleibt.

25. Bezüglich der Verwaltung der heiligen Stätten dreier Religionen in Jerusalem wird ein Sondervorschlag ausgearbeitet und eingereicht werden, der den Mitgliedern aller Glaubensrichtungen den Zugang zu den ihnen heiligen Stätten garantiert.

26. Diese Grundsätze werden nach Ablauf von fünf Jahren einer erneuten Prüfung unterzogen [vgl. Nachtrag s. u. S. 159].

(Aus israelischen Presseberichten)

12 Rundschau

1 Juden und Christen auf dem XVII. Deutschen Evangelischen Kirchentag, Berlin (West), 8. bis 12. Juni 1977

Die Losung dieses Kirchentages lautete: *Einer trage des anderen Last* (Galater 6, 2). Der Kirchentag zählte 58 945 Dauerteilnehmer, unter ihnen 1467 Gäste aus dem Ausland und 14 711 Tagesteilnehmer (ohne Kinder und Helfer). Mehr als die Hälfte von ihnen gehörte wieder der jungen Generation an¹.

Auf D. Dr. Reinhold von Thadden-Trieglaff, den Gründer – und zuletzt Ehrenpräsident – des Kirchentages, der am 10. 10. 1976 verstorben war, folgte als amtierender Kirchentagspräsident Bundesverfassungsrichter Dr. Helmut Simon. Mit im Vorstand des Kirchentagspräsidiums waren Professor Dr. Kurt Sontheimer und Dr. Heinz Zahrt, Altbischof Kurt Scharf und an der Spitze der gastgebenden Kirche nun Dr. Martin Kruse, Bischof der evang. Kirche in Berlin-Brandenburg, und der Generalsekretär des Kirchentages Dr. Hans Hermann Walz².

Im folgenden bringen wir aus dem Programm der Arbeitsgemeinschaft »Juden und Christen« die am 10. Juni 1977 gehaltene gemeinsame Dialog-Bibelarbeit über »1 Kor 13, 1–13 und Parallelen aus jüdischer Tradition« von Dr. Pnina Navé-Levinson / Professor Dr. Friedrich-Wilhelm Marquardt³ sowie »Einer trage des anderen Last, so werdet ihr die Tora Christi erfüllen. Paulus und das Gesetz« von Professor

Dr. Peter von der Osten-Sacken⁴ und von Dr. E. L. Ehrlich »Über die Tora«⁵. Es folgt eine gekürzte Fassung aus dem Beitrag von Landesrabbiner Dr. N. P. Levinson »Zur EKD-Studie »Christen und Juden« von 1975: Judentum – jüdisch gesehen«⁶.

¹ Vgl. offizieller Berichtsband des Kirchentages »Deutscher Evangelischer Kirchentag Berlin 1977«, S. 7 (s. u. S. 154).

² S. u. S. 79 ff. Diese Bibelarbeit wurde uns von den Verfassern zur Verfügung gestellt, vgl. dazu den Dokumentenband S. 7: »... Aus Raumgründen konnten ... nicht alle Bibelarbeiten, unter ihnen ... die jüdische-christliche Dialog-Bibelarbeiten von Edna Brocke / Pfarrer Gerhard Bauer und Dr. Pnina Navé-Levinson / Professor Dr. Friedrich-Wilhelm Marquardt abgedruckt werden ...«

³ S. u. S. 82 ff.

⁴ S. u. S. 86.

⁵ In: Carola Wolff, Kirchentagstaschenbuch S. 167–170 (s. u. S. 88 f.).

⁶ Vgl. den Dialog-Beitrag »Wann wird das christlich-jüdische Gespräch endlich normal?« von Professor Dr. Rolf Rendtorff (ibid. S. 622–635). Zu unserem Bedauern kann aus Raumgründen dieser Beitrag hier nicht erscheinen.

I Gemeinsame Bibelarbeit über 1. Korinther 13, 1–13 und Parallelen aus jüdischer Tradition

Dr. Pnina Navè-Levinson, Dozentin für Judaistik
an der Universität und Pädagogischen Hoch-
schule Heidelberg / Dr. Friedrich-Wilhelm
Marquardt, Professor für Neues Testament
an der Freien Universität Berlin*, 10. Juni 1977

Die nachstehende Bibelarbeit wurde im Rahmen der Arbeitsgemein-
schaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag
gehalten. Die Arbeitsgruppenleitung, Helmut Just, Vorsitzender Rich-
ter am Landgericht Mannheim gab einleitend folgenden Hinweis:
»In dieser Arbeitsgemeinschaft ist die Bibelarbeit zwischen Christen
und Juden seit dem Düsseldorfer Kirchentag dialogisch¹, deshalb
wurde hier nicht nur der Text des Neuen Testaments aus 1. Korinther
13, Vers 1–13 über den Lobpreis der Liebe, sondern auch jüdische
Texte aus dem Alten Testament, das ist die hebräische Bibel und aus
der jüdischen Tradition ausgewählt.« (Anm. d. Red. d. FR.)

A 1. Kor. 13, 1–13

- 1 Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte die
Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.
- 2 Und ich prophetisch reden könnte und wüsste alle Geheimnisse und
alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, so dass ich Berge versetzen
könnte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts.
- 3 Und wenn ich alle meine Habe den Armen schenkte, und wenn ich
meinen Leib dahingeben würde um Ruhm zu gewinnen und hätte
die Liebe nicht, so würde mir es nichts nützen.
- 4 Die Liebe ist langmütig, ist gütig, die Liebe eifert nicht, Liebe
prahlt nicht, sie bläht sich nicht auf.
- 5 Sie tut nichts Unschickliches, sie sucht nicht das Ihre, sie lässt sich
nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht an.
- 6 Sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber
mit der Wahrheit.
- 7 Sie erträgt alles, sie hofft alles, sie erduldet alles.
- 8 Die Liebe hört niemals auf, während doch das prophetische Reden
aufhören wird, und das Zungenreden aufhören wird, und die Er-
kenntnis aufhören wird.
- 9 Denn unser Wissen ist Stückwerk und unsere Prophetie ist Stück-
werk.
- 10 Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stück-
werk aufhören.
- 11 Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, sang wie ein Kind.
- 12 Als ich ein Mann wurde, tat ich ab, was kindisch war, denn wir
sehen jetzt mittels eines Spiegels in rätselhafter Gestalt, dann aber
von Angesicht zu Angesicht. Jetzt ist meine Erkenntnis Stückwerk,
dann aber werde ich völlig erkennen, wie ich auch völlig erkannt
worden bin.
- 13 Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei. Am grössten
aber unter diesen ist die Liebe.

B Dr. Pnina Navè-Levinson (jüd.) und Prof. Friedrich-Wilhelm Marquardt (evang.)

Marquardt: Da geht uns Christen das Herz auf. Wenn
wir aufgefordert würden, auf einem Bein stehend zu
sagen, was christlich ist, dann würden wir ohne Besinnen
antworten: geliebt sein, von Gottes Liebe ganz umfassen
und getragen sein und lieben dürfen, auch lieben sollen.
Und wenn wir dann gefragt würden: Was ist genau
gemeint mit dem Leben, dann würden wir sagen: Da ist
uns von Christus her ein Geist gegeben, der uns frei und
unabhängig macht von irgendwelchen Anordnungen und
Vorschriften und Gesetzen. Da ist uns ein Geist gegeben,
der uns eine innere Orientierung gibt für das Gute und
für das Wahre und Rechte. Wir sind nicht auf äusseres
Gesetz angewiesen. Sondern im Augenblick, in dem wir

* Der Wortlaut der Bibelarbeit wurde uns freundlicherweise zum
Abdruck von den Verfassern zur Verfügung gestellt.

¹ Vgl. Gemeinsame Bibelarbeit über Ps 73: Edna Brocke / Pfarrer
Gerhard Bauer, in: FR XXV/1973, S. 94 ff., Gemeinsame Bibel-
arbeit über Mt 26, 36–46: Schalom Ben Chorin / Pastor Christoph
Bartels, in: FR XXVII/1975, S. 57 ff.

Gott gegenüberstehen oder wo wir einem Menschen
gegenüberstehen, ist in uns die freie Liebeskraft, und wir
wissen im Moment das Gute und das Richtige zu tun.
»Gott ist ein grosser Backofen von Liebe« (M. Luther),
und das ist das besondere Christliche: die Liebe.

Liebe Brüder und Schwestern, bei der Vorbereitung die-
ser Bibelarbeit ist mir fraglich geworden, ob wir das
unterscheidend Christliche die Liebe nennen können, und
vor allen Dingen, ob wir sagen dürfen, die Liebe ist die
Freiheit vom Gesetz und von dem Gebot, und darin
unterscheiden wir uns möglicherweise auch von den
Juden, als gäbe es bei ihnen die Liebe nicht^{1a}.

Zu unserem Text hinzu müssen wir den Einleitungsvers
lesen, der schon in Kapitel 12 des 1. Korintherbriefes
ganz am Schluss steht, Vers 31 – wer seine Bibel da hat,
möge es lesen, ich lese es vor. Da sagt Paulus – und
damit leitet er das »Hohelied der Liebe« ein: – »Eifert
nach den grösseren Gnadengaben, und ich zeige euch
einen noch weit trefflicheren Weg.« Paulus will der
Gemeinde in Korinth einen Weg weisen. Das hat mich
erinnert an das hebräische Wort »Halacha« und ich habe
Pnina Navè gefragt und möchte sie auch jetzt sofort
fragen: Könnte es sein, dass der Apostel Paulus hier gar
nicht unterscheidend christlich reden will, sondern dass
er den korinthischen Christen nach Art eines rechten
Juden eine Halacha, d. h. eine Wegweisung, geben will?
Könntest du dir das vorstellen, dass dieser christliche
Apostel eine Halacha geben will, und was wäre das?

Navè: Fangen wir doch bei der Liebe an. Du hast ja nun
gefragt, ist denn das so etwas unterscheidend Christli-
ches, wie man es eigentlich immer gelernt hat, ich sage
dann: wie man es leider immer noch lernt, obwohl es
doch völlig verkehrt ist, denn das ist gewiss nichts
Unterscheidendes. Was Paulus hier mit seiner Halacha
macht, ist doch folgendes: Er bindet Liebe an das, worin
die Liebe steht, nämlich an das Bundesverhältnis. Die
Liebe, die ich habe, ist mir doch erst einmal im Bund
gegeben, das ist nun das Christliche, das ist zugleich aber
auch das Jüdische, aber nichts Trennendes, nichts Unter-
scheidendes, nichts Neues und vor allem nichts Besonde-
res, sondern ein Weg. Jetzt sind wir bei dem Weg.
Warum er den Korinthern erst einmal diesen Weg so bei-
bringen musste, dazu müssen wir uns erst einmal diese
Kapiteleinteilung wegdenken, die uns so oft die Bibel,
unsere Bibel und für Sie zusätzlich das Neue Testament,
verbauen. Denn die Verfasser dieser Bibel haben die
Kapiteleinteilung nicht gemacht, genauso wie wir den
ersten Vers vom nächsten Kapitel haben müssten, brau-
chen wir ja auch diese Einleitung. Dann sehen wir in der
Tat die Halacha des Paulus. Was bedeutet das? Halacha
leitet man im allgemeinen ab von halach – gehen: Hala-
cha heisst, wie Juden nach dem Willen Gottes leben wol-
len und sollen. Das heisst, es ist das Jasagen, das volle
und gänzliche Jasagen zu diesem Bund, den wir freiwil-
lig akzeptieren, es zwingt einen niemand dazu, sondern
wir wollen das. Das ist nun auch für Paulus wichtig.
Und nun hat er diese Korinther, denen er das ausdrück-
lich sagen muss, denn sie sind ja erst ganz neu zu diesem
Bund gekommen, und vielleicht verstehen sie das auch
noch nicht so ganz. Und so muss er ihnen unbedingt
sagen, wie sie gehen sollen, damit sie in dem Bund, dem
prophetischen Bund, mitten drin sind.

Marquardt: Du siehst also dieses ganze Hohelied der
Liebe im Neuen Testament mit jüdischen Augen. Woher
habt ihr Juden eigentlich die Wegweisung, woher nehmt

^{1a} Vgl. dabei u. a.: E. L. Ehrlich: Zur Geschichte der Pharisäer
s. o. S. 46 ff.

ihr die? Kommt sie aus den Buchstaben des Gesetzes der hebräischen Bibel? Kommt sie aus der freien Eingebung eurer Lehrer oder Rabbinen? Ist das Interpretation der Bibel durch eure Schriftgelehrten? Stecken dahinter neue Gotteserfahrungen, die euch jeden Tag neue Wegweisung geben? Oder woher habt ihr, nehmt ihr die Wegweisung für das, was zu tun ist?

Navè: Verbindlich ist, was sich in der Geschichte richtungweisend gezeigt hat, und richtungweisend ist auch, wie wir im Morgengebet sagen, dass Gott alles täglich neu erschafft. Es verpflichtet uns, Dinge täglich neu anzugehen, auch wenn wir eine Richtung haben: längere Schritte, kürzere Schritte. Manchmal gehen wir zurück, weil wir ein Stück Weg noch einmal vollziehen müssen. Woher haben wir das? Mich erstaunt es eigentlich, dass du sagst: Habt ihr das nun vom Buchstaben? »Buchstabe ist tot, Geist macht lebendig«. Ist eine gute jüdische Lehre, die ja auch für Christen verpflichtend ist – sagt der Apostel Paulus. Er ist ja auch ein Jude, er kann nichts anderes sagen als das. Also: Wie hören wir Bibel? Buber und Rosenzweig haben in ihrer Bibelübersetzung darauf hingewiesen, dass man Bibelwort hören muss und nicht lesen, dass man sich angesprochen weiss, dass es eine Beziehung ist, also wirklich »Bund«. Und das ist nun die Aufgabe der Meister Israels. Die kannst du nun Schriftgelehrte nennen, die kannst und sollst du vor allem Pharisäer nennen. Denn so, wie wir alle hier sitzen, sind wir – alle Juden und einige Christen – sind wir in erster Linie Pharisäer, denn die haben uns ja gezeigt, wie man immer neu hört und immer neu Halacha macht.

Marquardt: Das musst du erklären, glaube ich. Wir werden hier jetzt alle zu Pharisäern ernannt.

Navè: Ja, das ist der grösste Ehrentitel, den wir Ihnen geben können. Wer hat uns gelehrt, mit Gottes Wort oder mit der Bundesaufforderung der Schrift umzugehen? Doch unsere Meister, die Pharisäer und die Rabbinen, zu denen auch Paulus sich ganz stolz zählt, er sagt ja, dass er bei dem grossen pharisäischen Meister seiner Zeit, bei Rabban Gamaliel ebenso wie alle anderen gebildeten Juden studiert hat. Anders kann man nämlich kein Jude und auch kein Christ sein, ausser wenn man sich immer wieder jeden Tag selbst tauft, und das wäre wohl nicht sehr christlich. Entschuldigung, ich will nicht sagen, wie Christen sein sollen, ich rede jetzt vom Judentum her und weil wir gemeinsame Dinge haben. Also wie versteht man das Schriftwort? Wenn da steht: »Du sollst keinen Stein des Anstosses vor einen Blinden legen« (3. Mose 19, 14), dann lehren uns unsere Meister, die Schriftgelehrten und Pharisäer und die Rabbinen des Talmud, was das alles meint und was wir da alles mitzubedenken haben. Das soll ich ja täglich mitbedenken, wer jetzt dieser Blinde ist, der mein Bruder ist und mit dem ich mich abgeben muss. Ich weiss gar nicht, dass der blind ist, das ist das Schwierige daran. Und vielleicht haben die Korinther noch nicht gewusst, dass man so mit der Thora umgehen muss und den Propheten und den Psalmen. Vielleicht haben sie das alles sehr wenig gekannt. Und vielleicht geht es uns heute manchmal auch so, dass wir das zuwenig kennen.

Wir können es so sagen: Es gibt die Heilige Schrift, wir nennen sie auch die Schriftliche Lehre, die schriftliche Thora. Und dann gibt es den Umgang damit, und das ist die Mündliche Lehre. Die kann man natürlich auch nachlesen, z. B. im Talmud. Mündlich heisst, dass wir immer wieder reden und zuhören und bedenken und nach vorne gucken und zugleich nicht im Stich lassen, was schon vorher gewesen ist.

Marquardt: Der Apostel Paulus sagt hier in dem Vers 31, mit dem ja das Liebeskapitel anfängt: »Ich zeige euch einen noch weit trefflicheren Weg.« Das ist ein ganz starkes »ich«. Das spricht er in einer grossen Autorität und beansprucht damit die Autorität des Apostels Jesu Christi, um eine neue, weit trefflichere Halacha – Wegweisung – der Gemeinde in Korinth zu geben. Gibt es eine solche starke und umwerfende Autorität eigentlich bei den Euren auch?

Navè: Der Talmud berichtet, dass unser Lehrer Mose, der grösste der Propheten, nichts verstand, was später im Lehrhaus des Rabbi Akiba geschah, und doch getröstet war, als er hörte: auch das ist von Mose vom Sinai her überliefert. Das heisst doch, Autorität geht ganz lebendig weiter. Rabbi Akibas Bedeutung im Judentum ist genau parallel zu Paulus im Christentum. Akiba und jeder andere unserer Meister wird sich immer auf den Sinai zurückbeziehen, nicht auf Mose als Autorität, sondern auf Gottes Offenbarung als Autorität. Und wenn dann ein Mensch sagt, ich weiss das besser, dann klingt das wahrscheinlich für uns etwas überheblich. Wenn Paulus sagt: Ich weise euch jetzt eine viel bessere Halacha, dann spricht er aber nicht zu Juden, die würden ihm ja sofort auf die Finger geklopft haben und ihm gesagt haben, beweis' das erst mal, da wollen wir drüber diskutieren, oder sing' ein schönes Lied von der Liebe, das singen wir dann fröhlich mit.

Marquardt: Das ist richtig. Der Apostel Paulus setzt sich hier nicht gegen Juden ab, sondern er streitet hier über einen weit trefflicheren Weg mit der Gemeinde in Korinth. Dort gibt es Zustände, die ihm nicht gefallen, die ihm mindestens nicht genügen und gegen die er sich jetzt kritisch verhält. Er sucht jetzt nach einem neuen, weit besseren Weg. Und wir müssen einen Moment überlegen! Was hat er jetzt eigentlich gegen die Korinther vorzubringen? Das muss ich kurz versuchen anzudeuten und zu erzählen. Die korinthische Gemeinde hat Erfahrungen des Heiligen Geistes in einer ganz überschwenglichen und uns heute befremdlichen Art und Weise gemacht, sowie alle urchristlichen Gemeinden. Auch der ersten urchristlichen Gemeinde in Jerusalem war das aufregend Neue, dass sie den Heiligen Geist erlebt hat. Das hat sie zu ganz merkwürdigen Erfahrungen geführt. Sie haben Zungen erlebt. Sie konnten plötzlich verschiedene Sprachen verstehen. Es wurde gelallt im Glück über die Erfahrung des auferstandenen Herrn Jesus Christus. Sie waren innerlich ganz ausgefüllt und verbanden sich zu einer sozialen Gruppe, die eine Liebesgemeinschaft lebte, für die es in der ganzen Umwelt damals keine Vergleiche und Beispiele gab. Sie waren täglich beieinander mit dem Brotbrechen, sie haben so etwas wie einen Kommunismus praktiziert. In allem waren sie verbunden durch das Band des Heiligen Geistes, und sie fühlten sich eigentlich schon aus der Welt herausgenommen und in die neue Welt Gottes hinübersetzt. Und da waren sie so sehr miteinander befasst, dass sie keinen richtigen Blick mehr für draussen hatten. Sie waren enthusiastisch mit sich selbst beschäftigt. Dieser Enthusiasmus und diese Begeisterung, aus dem Leben mit dem Auferstandenen heraus, scheinen sie auch vom Judentum getrennt zu haben. Darum möchte ich dich nun fragen: Gab es jüdische Begeisterungen? Gab es einen Heiligen Geist im Judentum, und gibt es das vielleicht auch noch, was irgendwie vergleichbar ist mit dieser urchristlichen Erfahrung?

Navè: Denk doch nur an David, als er die Bundeslade nach Jerusalem brachte. Das war seiner Frau Michal

schrecklich peinlich, dass der König so »unwürdig« tanzte und sang, das tut man doch nicht (2 Sam 6, 11 f.). Wir haben also immer beides, dieses Bestehen auf der Form, das ja sicher auch seinen Raum hat und notwendig ist, und diese überschwengliche Freude an Gottes Wort und an Gottes Wirken. Und genau das nennen wir ja heiligen Geist. Du fragst, ob es das im Judentum auch gibt – woher sonst gibt es das denn im Christentum? Es hat eine andere Form und bekam später vielleicht noch völlig andere Formen, das kann ich nicht beurteilen. Aber das hat ja nichts mit dieser Urkraft des religiösen Enthusiasmus zu tun, die ist doch in jeder Religion da. Die Frage ist, wo man das eindämmt und ob man das dann immer unbedingt heiligen Geist bei uns nennt. Also lass mich einfach mal über diese Freude sprechen. Ich glaube nicht, dass man bei David über den heiligen Geist sprechen muss, sondern von der Freude an Gottes Lehre, und das ist doch bestimmend bis heute. Auch für das würdigste und darf ich mal sagen am meisten protestantisch assimilierte Judentum, das es noch hier und da geben mag, ist es doch notwendig, zumindest am Fest der Thorafreude so ein bisschen etwas wie Tanz und Prozession zu machen. Wir anderen, die wir nicht so assimiliert sind, tanzen auf den Strassen mit unseren Thorarollen und singen und klatschen in die Hände und nicht nur einmal im Jahr. Da gibt es ganz getragene, würdige Mittelstandsgemeinden in Amerika, die von ihrem Rabbiner lernen, dass man nach dem Gottesdienst einen Rundtanz macht und singt. Und das wiederum hat man aus dem Chassidismus gelernt, der nicht nur aus Bonmots besteht, wie man manchmal irrtümlich den Eindruck hat, sondern wie alles im Judentum besteht das erst einmal aus Gesang. Die höchste Ekstase ist im Judentum genauso wie in anderen östlichen Religionen – wir sind eine östliche Religion – das Lied ohne Worte. Das spielt in der kantoralen Musik eine ganz grosse Rolle. Die grösste Seligkeit lässt sich nicht mehr in Worten ausdrücken. Und dann gibt es natürlich Versuche, es in Worte zu fassen, diese ekstatische Freude an Gott, etwa in dem Lied des Rabbi Levi Jizchak, das Dudele. Wir sagen zu Gott doch immer »Väterchen« und »Du« und »unserer«. Deswegen hat ja Jesus auch gesagt »Vater«, weil das alle Juden tun.

Marquardt: Das ist eine solche Freude, die aus dem Gesetz kommt, und begeistert euch so, dass Ihr anfangt zu tanzen und zu lallen und Lieder ohne Worte zu summen und zu singen. Ist das typisch jüdisch, oder sind das nur Randerscheinungen des Judentums?

Navè: Bei uns kann man vielleicht nicht ganz genau sagen, was Rand und was Mitte ist, denn wenn man keine Hierarchie, keine Dogmatik hat, dann kann an jedem Rand sich wieder eine Mitte bilden, und das ist dann auch in Ordnung, solange es sich an die Grundregeln der Halacha hält. Das ist die Frage. Das heisst, führt etwas zum Tun nach dem Willen Gottes, dann ist es gut. Ist es Selbstzweck, dann ist es sehr bedenklich, und deshalb ist ja dem Paulus dieses Reden mit Zungen wohl auch nicht so ganz geheuer, da er so durch und durch Jude ist. Wenn das ein Selbstzweck wird, dann wird es gefährlich, und daran wird es gemessen. Enthusiasmus ist fein, wenn er zum Leben führt, wenn er zur Tat führt, wenn er zum Mitmenschen führt. Das ist eigentlich das Kriterium.

Marquardt: Dann würden wir also hier den Apostel Paulus auf eine echt und recht jüdische Art und Weise antworten und reagieren sehen auf diesen urchristlichen Begeisterungssturm, dem er in der Gemeinde von

Korinth begegnet ist. Der Apostel Paulus würde wahrscheinlich dennoch nicht sagen: Das Entscheidende ist, dass es mit dem Wort des Gesetzes übereinstimmt, sondern er würde sagen: Das Entscheidende ist, dass es mit Christus übereinstimmt und dass es in allem, was es in der christlichen Gemeinde an Begeisterung gibt, darauf ankommt, den Herrn Christus zu entdecken.

Aber nun lassen wir einmal vielleicht diesen Anfang, diesen Rahmen seines Hohenliedes von der Liebe beiseite. Wir müssen diesen Rahmen kennen, um besser verstehen zu können, was der Apostel Paulus mit der Liebe meint. Lass uns jetzt einmal über die Liebe sprechen. Wir haben uns angewöhnt, dieses 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes zu vergleichen mit dem Hohenlied der Liebe, dem Hohenlied Salomos in der hebräischen Bibel, worüber wir morgen die Bibelarbeit machen wollen. Jetzt wäre ich dir doch dankbar, wenn du einfach erzählen könntest: Was bedeutet jüdisch die Macht und die Kraft der Liebe?

Navè: Liebe, das heisst hebräisch Ahawa; ich verstehe, dass ihr da einige Schwierigkeiten mit Agape und Eros habt, wir haben die Schwierigkeit nicht, wir haben ein einziges Wort. Ahawa heisst Liebe. Ahawat hashem ist die Liebe Gottes und die Liebe zu Gott, das Empfangen wie das Geben, im Bund, diesem partnerschaftlichen Miteinander. Ahawat Jisrael ist die Liebe zu Israel, das heisst, zu jedem noch so unbequemen Juden. Das dritte ist Ahawat ha-briot, die Liebe zu den Menschen überhaupt. Nehmen wir einmal Israel, denn Paulus spricht ja hier auch vom Leib Christi im Kapitel davor. Wir müssen also erst einmal sehen, wie ist es mit dieser Liebesbeziehung untereinander und wie ist es mit dieser Liebesbeziehung zwischen Gott und Israel und was hat das mit dem Hohenlied zu tun. Ganz Israel ist ja eine Gemeinschaft, und wenn man das im Hinterkopf hat, dann versteht man vielleicht die Sache mit dem Leib Christi in seiner Konkretheit. Das ist eine Gemeinschaft, ein Ganzes, hebräisch: ein Kahal, eine Versammlung, Knesset und Gemeinde, und das bedeutet ja auch Ekklesia. Das ist auch wie im französischen Eglise. Man hat es vielleicht schwerer, wenn man »Kirche« sagt, weil das nicht mehr von dem Wort Gemeinschaft herkommt, das kann man vielleicht irgendwann auseinanderdividieren, wie man manchmal hört. – Aber nun das Hohelied. Wieso versteht man die Paulus-Worte parallel zum Hohenlied? Weil dieses ja von Juden und von Christen so verstanden wurde, also auch dann von den Gemeinden des Paulus, dass die Braut – das ist die Gemeinde, das ist für uns Israel – zum Liebenden – das ist Gott – spricht (Hohelied 1, 4, das ist gleich der Auftakt): »Deine Liebe ist besser als Wein.« So hat man das doch verstanden. Und nun spricht Paulus von dieser besseren Liebe: Ich zeige euch einen besseren Weg, das ist die Liebe, das ist nicht das Lallen, sondern das ist die Liebe, über die wir noch nachdenken müssen, was sie eigentlich ist.

Marquardt: Verstehe ich das dann richtig, dass das Wort Liebe ein Grundwort und ein Hauptwort ist, mit dem ihr die innere Zusammengehörigkeit des jüdischen Volkes, der jüdischen Gemeinde einerseits mit dem Gott Israels beschreibt und andererseits die innere Zusammengehörigkeit des Volkes, der Glieder des Volkes untereinander, z. B. auch in Zeiten der Trennung des Volkes, seiner Zerstreuung über die ganze Welt. Ist Liebe ein soziologischer Begriff zur Beschreibung des Wesens eures Volkes?

Navè: Ich zögere etwas, es nur soziologisch zu nennen, denn das ist eine ganz persönliche Erfahrung. Ich möchte

da etwas erzählen. Vor einigen Jahren trafen wir in Barcelona einen katholischen Mann, und wir fragten ihn nach jüdischen Sehenswürdigkeiten in dieser Stadt, die wie alle Städte Spaniens seit dem Jahre 1492 keine jüdische Geschichte hat. Und da sagt der: »Ich bin frommer Katholik, aber meine Cousins, das ist die berühmte Rabbinerfamilie da in New York und in London. Das ist zwar schon 500 Jahre her, aber da gehöre ich immer noch mit dazu.« Das heisst, die Zwangstaufen der Vorfahren haben sein Bewusstsein als Jude nicht geändert, und das gilt für sehr viele Menschen. Also es gilt natürlich sehr viel mehr bei denen, die drin sind, sozusagen, die nicht abgetrennt wurden mit Gewalt. Die Liebesbeziehung ist keine theoretische Sache, und es führt auch zu Streit, das gehört ja zu einer gesunden Liebe dazu, dass man auch einen Streit ertragen kann und nicht runterwürgt und dann Ulcus kriegt – der Ulcus heisst dann Schisma, Trennung und Feindschaft.

Marquardt: Hier sehe ich jetzt einen Unterschied sich andeuten zwischen der jüdisch verstandenen Liebe, so wie du sie uns jetzt dargestellt hast, als der Kraft der inneren Zusammengehörigkeit des Volkes Israel mit Gott und untereinander, und dem, was Paulus meint, wenn er in diesem Zusammenhang des 1. Korintherbriefes von der Liebe spricht, denn für ihn ist die Liebe diejenige Kraft, mit der die Gemeinde, die so mit sich selbst beschäftigt ist und mit ihrer Freude an Gott, hinausgreifen soll über ihre eigenen Grenzen, um sie zu öffnen für die noch nicht Begeisterten und noch nicht vom Herrn Christus ergriffenen und zum Volk Gottes hinzugetanen Menschen. Da müssen wir das 14. Kapitel dazunehmen, um zu verstehen, was die Liebe in Kapitel 13 eigentlich für eine Bedeutung und Funktion haben soll. Darüber müssen wir gleich noch sprechen. Ich möchte jetzt erst eine andere Frage stellen: Paulus spricht im 13. Kapitel von der Liebe so sehr personifizierend. »Die Liebe ist sanftmütig, sie ist gütig, sie eifert nicht; sie trägt alles, sie duldet alles usw.« Das ist eine sehr merkwürdige Personifizierung der Liebe. Gibt es solche personifizierenden Reden bei euch auch?

Navè: Paulus macht doch hier etwas pädagogisch ganz Notwendiges: Er spricht zu Korinthern, für die die Liebe vorgestern noch eine Person war, eine Statue, die so und so aussah, wir kennen sie alle.

Marquardt: Du meinst Amor?

Navè: Ich meinte zufällig Venus, aber es kommt auf dasselbe heraus. Die Leute verstehen also nur, wenn er in ihrer Sprache spricht, und da ist er wieder ein guter jüdischer Prediger, denn zum Glück haben uns ja unsere Meister, die Schriftgelehrten und Pharisäer, beigebracht, dass die Thora in menschlicher Sprache spricht. Und wer ein Bibelwort wörtlich übersetzt, der begeht eine Todsünde – das Wort Todsünde wird sehr selten im Judentum gebraucht! Also er übersetzt jetzt etwas für die Korinther, nämlich ein zentrales jüdisches Glaubenswort, das, was er uns zuruft und was wir wiederum im Wechsel Gott zurufen, über sein Wirken. Das ist im 2. Buch Mose 34, 6, da möchte Mose gern wissen, wie man Gott nun eigentlich am besten anruft als sein Bundespartner. Man will wissen, wie unser Bundespartner am besten sich getroffen fühlt, wenn man zu ihm redet. Wir müssen ja in Menschensprache reden, sonst verstehen wir es selber nicht, und das taugt wenig. Und Gott sagt ihm das, wie er angesprochen werden möchte: »Ewiger Gott, langmütig, voller Güte, voller Zuwendung« (chessed, kann man auch Liebe übersetzen und Treue) der Schuld und Vergehen trägt. Der Text spricht dann von Ahndung der

Schuld – aber die Rabbinen sagen: Nicht so will Gott von uns verstanden werden. Sondern sie betonen stets seine Liebe und Geduld mit den Sündern.

Wir sollen nun auf diesem Kirchentag einer des anderen Last tragen, warum denn? Weil es anders doch nicht geht als Juden oder als Christen. Wenn Gott unsere Lasten trägt, ist es ja wohl das mindeste, dass wir versuchen, zu verstehen, das ist eine lange Arbeit, wo wir Lasten haben, die wir dann gegenseitig tragen. Das ist Nachahmung oder Nachfolge Gottes. Und so finden wir denn auch das Weitere: Gott wohnt bei den Demütigen (Jes 57, 15); er will, dass der Sünder sich ihm zuwendet (Hes 33, 11–16); er lässt den Menschen nicht fallen (Ps 90, 3 u. o.). Das ist nichts »Alt«-Testamentliches im Sinne des Es-war-einmal, es gehe uns nicht mehr an. Sondern das ist der Bund, aus dem wir überhaupt leben können. So beten wir, das glauben Juden, und die Korinther sollten das auch so lernen. Und vielleicht gibt es auch heute »Korinther«: Christen, die von neuem, gerade erstmalig die Wurzeln des biblischen Glaubens erfahren möchten. Uns geht es ja genauso: Judesein will in jeder Generation neu gelernt werden. Wenn wir dies wissen, Sie und wir, können wir einen gemeinsamen Weg gehen aus der Halacha der Propheten.

II A »Einer trage des anderen Last, so werdet ihr die Thora Christi erfüllen« Paulus und das Gesetz

Von Dr. Peter von der Osten-Sacken,
Professor für Neues Testament
an der Kirchlichen Hochschule Berlin*

Nachfolgend bringen wir den vollen Wortlaut des Vortrages, den Prof. v. d. Osten-Sacken am 10. Juni 1977 in der Arbeitsgruppe »Juden und Christen« bei dem in Berlin veranstalteten 17. Deutschen Evangelischen Kirchentag hielt, sowie den dort von Dr. Ehrlich gehaltenen Vortrag »Über die Tora«.

1. Bis in unsere Tage hinein besteht die gängigste Kennzeichnung des Judentums von christlicher Seite aus in dem Etikett »Gesetzesreligion«¹. Man verbindet mit ihr Zwang, Enge, Starrheit, Formalismus, Lohnsucht, Selbststium und ähnliches mehr. Selbst in Vorbereitungsheften zum Kirchentag ist das Stichwort von der »jüdischen Gesetzlichkeit« zu finden. Es liefert hier wie sonst auch die dunkle Folie, vor der sich das Evangelium leuchtend abhebt. Es bezeichnet zugleich die Front, die es immer neu durch das Evangelium niederzureissen und zu überwinden gilt.

Die Folgen einer radikal abwertenden Beurteilung des Lebens von Juden mit dem Gesetz reichen weit. Denn ist erst einmal das Recht des jüdischen Volkes auf Leben mit der Thora theologisch bestritten, dann scheint es nach Ausweis der Geschichte nur eine Frage der Zeitumstände, wann solche theologische Bestreitung des Lebensrechtes bedrohliche Auswirkungen auf die leibliche Existenz des Volkes hat.

Dies sind Andeutungen des Hintergrundes, vor dem wir überlegen, was es denn im Verhältnis von Christen zu Juden heissen könne, die Lasten des anderen zu tragen. Dieser Hintergrund lenkt deshalb unser Augenmerk in erster Linie auf keine andere Last als die, die wir selbst dem jüdischen Volk seit Jahrhunderten auferlegt haben

* Der Beitrag ist zuerst im offiziellen Berichtsband des Kirchentages erschienen und mit freundlicher Genehmigung des Verlags nachgedruckt, vgl. o. S. 78, Anm. 1, ibid. S. 609–616.

¹ Vgl. desgl. o. S. 44, S. 47.

und unter der es bis in unsere Zeit hinein geistig, geistlich und leiblich gelitten hat. Abzutragen sind darum die Vorurteile, das Unverständnis und die Verständnislosigkeit gegenüber dem Gesetz, deren Folgen als Last auf den Schultern des jüdischen Volkes liegen².

Der Gewährsmann, auf den sich die antigesetzliche und antijüdische Auslegung des Evangeliums zu allen Zeiten vornehmlich berufen hat, ist der Apostel Paulus. Weil Verständnislosigkeit, ja theologische Aggression gegen das Gesetz zu erheblichem Teil aus seinen Briefen genährt werden, darum fragen wir nach seinem Verhältnis zum Gesetz.

Die Erörterung wird sich auf zwei Ebenen zu vollziehen haben. Es gilt einerseits, eine einseitige, extrem antigesetzliche Paulusdeutung zu korrigieren. Es gilt andererseits, nach solcher Korrektur zu fragen, ob es heute genügt, einige, wenn auch wesentliche, Akzente in der Darstellung der paulinischen Gesetzesauslegung zu verschieben oder ob nicht vielmehr eine durch und durch kritische Paulusaufnahme am Platz ist. Diese Frage stellt sich notwendig dann, wenn es uns mit dem Abtragen der Last des christlichen Antijudaismus ernst ist.

2. Wie selten sonst bilden bei Paulus Biographie und Theologie eine Einheit, insbesondere das Verständnis der eigenen Person und das Verständnis des Gesetzes. Dies gilt für seine Zeit als Pharisäer wie als Apostel.

Paulus ist Glied des erwählten jüdischen Volkes gewesen. In der Gabe des Gesetzes – der göttlichen Weisung, wie sie in den Schriften der Bibel und der mündlichen Tradition ihren Niederschlag gefunden hatte – hat er mit seinem Volk das Unterpfeiler seiner Erwählung und das Medium seines Lebens gesehen. Paulus hat dieser Erwählung durch ein Leben mit der Thora entsprochen. Er hätte sein Verhältnis zum Gesetz wohl ohne weiteres in Anlehnung an Sätze umschreiben können, wie er sie ähnlich später formuliert hat, um seinen Glauben an Jesus anzusagen. Sie hätten dann etwa gelautet: »Ich bin mit meinem Volk ausgesondert worden, damit ich der Thora und mit ihr Gott lebe. Was ich darum in dieser Welt lebe, das lebe ich in der Hingabe an das Gesetz, das Gott uns als Zeichen seiner Liebe gegeben hat. Nicht rühme ich mich meiner selbst, sondern ich rühme mich der Weisung Gottes als unseres Lebensgrundes. Denn in ihr, dem Ausdruck des göttlichen Willens, ist alle Weisheit und Erkenntnis verborgen. Sie bewahrt vor der durch Böses, Leid und Tod gezeichneten Welt. Sie ist für mich keine Last, sondern Grund zur Freude. In der Treue zum Gesetz bezeuge ich den göttlichen Willen vor den Völkern der Welt.«

Spezifisches Kennzeichen des paulinischen Verhältnisses zum Gesetz ist die Intensität, ja Radikalität der Hingabe des Paulus an die Thora³. Diese uneingeschränkte Hingabe hat ihn nach seinen eigenen Aussagen zur Verfolgung der Gemeinde Jesu geführt; denn er habe sich, so sagt er, vor seinen Altersgenossen in der Befolgung der väterlichen Überlieferungen hervorgetan (Gal 1, 13–14).

Der Eifer des Paulus, der vor der Verfolgung anderer nicht zurückschreckt, resultiert nicht, wie oft gemeint wird, aus dem Gesetz selbst. Er ist vielmehr ein Kennzeichen des Menschen Paulus, wie er sich durch die Zeiten hin gleichgeblieben ist. Denn wie Paulus sich für seine Zeit als Pharisäer den Vorsprung vor seinen Altersgenossen

attestiert, so vermag er später von sich als Apostel Jesu zu sagen: »Ich habe mehr gearbeitet als sie alle«, nämlich als die anderen Apostel (1 Kor 15, 10). Wie er früher die Gemeinde aufgrund ihres Abweichens vom Gesetz verfolgte, so hat er später dort unerbittlich zugegriffen, wo man in seinen Gemeinden vom Evangelium abwich, wie er es verstand. Er hat sich so wenig auf ein Gespräch mit seinen Gegnern eingelassen, dass sie uns nur in polemisch verzerrter Gestalt begegnen und ganze Hypothesenwälder gepflanzt werden können, um ihre Positionen zu rekonstruieren. Ein scharfblickender Ausleger um die Jahrhundertwende hat einmal gefolgert: »Kein Zweifel, auch der bekehrte Paulus hätte solche Gegner oder auch Abtrünnige als Feinde Gottes gewalttätig zu verfolgen vermocht, wenn er nur die Macht dazu gehabt hätte« (William Wrede).

Sieht man auf die Mittel, mit denen Paulus in der Polemik gegen Andersdenkende agiert, so hat diese Annahme alles für sich. Der Apostel bezeichnet seine Gegner als »Hunde«, was im Orient dem geläufigsten deutschen Schimpfwort entspricht (Phil 3, 2). Er belegt, um zu überzeugen, seine eigene Vergangenheit als Pharisäer mit einem Vulgärausdruck für Exkremente (Phil 3, 8). Anderen Verkündigern, die an der Beschneidung als göttlichem Gebot festhalten, rät er sarkastisch zur Kastration (Gal 5, 12). Abweichler sind »Lügenapostel« (2 Kor 11, 13). »Wenn« – so Paulus im Galaterbrief – »irgend jemand auch ein anderes Evangelium verkündet als das, was ihr (nämlich von Paulus selbst) empfangen habt, der sei verflucht« (1, 9). Paulus vermag sich im Rahmen solcher Polemik bis hin zu der Behauptung zu versteigen, das Gesetz, die Thora, sei nicht Gabe des *einen* Gottes, sondern den Satzungen der von den Heiden verehrten Mächte gleichzustellen (Gal 3, 19–20; 4, 1–3.8–11).

All dies liesse sich ergänzen, aber es mag genügen, um folgenden Schluss zu begründen: Das alte Paulusbild, das den dunklen Pharisäer Saulus dem leuchtenden Apostel Paulus gegenüberstellt, ist eine Legende. Vielmehr kennzeichnet der Eifer, der Fanatismus, gleichermassen beide Stadien des paulinischen Lebens und Wirkens, seine Zeit als Pharisäer wie die als Apostel Jesu.

3. Person und Theologie des Apostels bilden eine unlösliche Einheit. Dem Extremismus des Paulus als Person entspricht deshalb der seiner Theologie. Durch radikale Entgegensetzung ist so auch jener Zusammenhang bestimmt, der so etwas wie ein konzentriertes Glaubensbekenntnis des Apostels darstellt (Gal 2, 19–20). Die Struktur dieses Textes lag den früher hypothetisch gebildeten Sätzen über das Verhältnis des Paulus als Pharisäer zur Thora zugrunde. Paulus will in Gal 2 begründen, warum die Thora mit ihren Geboten für ihn nicht mehr göttliche Norm zur Scheidung und Trennung von rein und unrein ist, und sagt: »Denn ich bin *durch* das Gesetz (die Thora) *dem* Gesetz gestorben, damit ich Gott lebe. Mit Christus bin ich gekreuzigt worden. Deshalb lebe nicht mehr ich, sondern in mir lebt Christus. Was ich jetzt aber im Fleisch (als Mensch in der Welt) lebe, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mir Liebe erwiesen und sich für mich dahingegeben hat.«

Paulus hat als Pharisäer dem Gesetz mit seinen Forderungen und damit Gott gelebt. Jetzt bekennet er, er sei – durch eben dieses Gesetz – dem Gesetz gestorben, damit er Gott lebe. Was zuvor eine Einheit war – Leben für die Thora und Leben für Gott – tritt auseinander. Denn Paulus stirbt gerade dem Gesetz ab, *damit* er Gott lebt. Leben

² Vgl. u. a. K. Thieme: Das Mysterium Israels, in: FR II, Nr. 5/6, S. 12.

³ Vgl. u. a. K. Thieme: Paulinismus u. Judentum, in: FR V/1953, Nr. 19/20, S. 20 ff.

für das Gesetz und Leben für Gott scheinen sich ausschliessende Gegensätze zu bilden. Von hier aus ist es nur ein Schritt hin zu einer dualistischen Entgegensetzung von Gesetz und Gott.

Dieser Schritt wird freilich von Paulus gerade nicht vollzogen. Vielmehr bringt er Gesetz und Gott neu zur Einheit. Er behauptet, dass Tod gegenüber dem Gesetz und Leben für Gott sowohl dem Willen des Gesetzes als auch dem Willen Gottes entsprechen. Denn er ist *durch das Gesetz selbst* dem Gesetz abgestorben. So werden nach seinem Verständnis durch die Absage an das Gesetz Gott und Gesetz nur scheinbar zu Gegensätzen. Sie werden vielmehr in ihrer Gegensätzlichkeit als Einheit erwiesen. Wie kommt Paulus zu dieser Sicht – die Thora nicht Medium des Lebens, sondern des Todes, und nur in dieser Entgegensetzung, unter diesem negativen Vorzeichen, Medium des Lebens?

4. Die zitierten Sätze Gal 2, 19–20 verorten den Tod gegenüber dem Gesetz in der Kreuzigung mit Christus, das heisst in der Taufe. In ihr stirbt der Mensch in seiner unmittelbaren Beziehung zum Gesetz. Denn in Gestalt des heiligen Geistes zieht der auferweckte Christus in den Menschen ein. Der Auferstandene lebt in ihm – so deutet es Paulus – durch den Glauben, die Hingabe an den stellvertretend gestorbenen Jesus. An die Stelle der Beziehung zum Gesetz tritt damit die Beziehung zum Gekreuzigten. Die Aussagen über das Gesetz laufen – ausgesprochen oder unausgesprochen – fortan stets über die Mittlerinstanz Jesus Christus. Sie sind durchweg bestimmt durch den Rückbezug auf jene zentralen Ereignisse, auf die Paulus hier anspielt, nämlich auf Tod und Auferweckung Jesu Christi.

Die Ausführungen in Gal 2 stehen in deutlichem Zusammenhang mit der Kehre, von der Paulus als Apostel herkommt. In einer Vision hat er, noch in der Verfolgung der Gemeinde Jesu begriffen, den gekreuzigten Jesus als lebendig geschaut. Nach seinen eigenen Aussagen ist er in dieser Begegnung zum Apostel ernannt worden (Gal 1, 15–16). Sein spezifischer Auftrag lautete, unter allen Völkern den Tod Jesu Christi als endzeitlichen Rettungsakt Gottes zu verkünden. Juden und Völker sollten in die Gemeinschaft mit Gott geführt werden, und zwar ohne jede Bedingung. Teilhaberschaft am Volk Gottes sollte mithin nicht durch die Übernahme des Gesetzes mit seinen Geboten der Beschneidung, koscheren Essens usw. erfolgen, sondern durch die Bindung an Jesus Christus.

In diesem Verständnis des Sterbens Jesu als eines stellvertretenden Todes für alle war für Paulus zweierlei beschlossen, das für ihn eine untrennbare Einheit bildet. Erstens: Jesus Christus als endzeitlicher Zugang zu Gott für Juden und Völker war die Einlösung der an Abraham und damit an Israel ergangenen Verheissung. Zweitens: Jesus Christus war dergestalt zugleich die Offenbarung, dass alle Menschen unterschiedslos der Macht der Sünde, der Gottentfremdung, verfallen waren, mit und ohne Thora.

Das Gesetz geriet damit für den Apostel aus menschlicher Perspektive zum Mittel, aus eigenen Kräften Herr der Sünde zu werden. Es geriet aus göttlicher Perspektive zum Mittel, um den Menschen bei seiner Gottentfremdung zu behaften: Es sollte, indem es den Menschen als Sünder darstellte und damit des Todes schuldig sprach, die Voraussetzung dafür schaffen, dass Gott als Totenerwecker an ihm handeln könne. Denn eben diese Gewissheit gewann Paulus aus der Begegnung mit dem auferweckten Chri-

stus: Gott handelt nur so an der Welt, dass er Tote auferweckt. In diesem Sinne gilt der Satz: »Ich bin durch das Gesetz dem Gesetz gestorben, damit ich Gott lebe.« Alle Aussagen sind wie diese beherrscht von der Überzeugung, dass sich durch die Geschehnisse von Kreuz und Auferweckung und damit durch die Erfüllung der göttlichen Verheissung die neue, die endzeitliche Welt des totenerweckenden Gottes aufgetan hat.

Aus dieser Überzeugung vom Anbruch der Endzeit fliessen gesetzlose Sätze wie die Devise: »*Alles* ist erlaubt« (1 Kor 6, 12; 10, 23), eine Parole, die selbst im Munde Gottes zu denken schwerfällt. Derselben Überzeugung entstammen ebenso enthusiastische Bekenntnisse wie die Behauptung: »Ich vermag *alles* durch den, der mich mächtig macht« (Phil 4, 13). Derselben Auffassung vom Anbruch der Endzeit entspringen Entgegensetzungen wie die folgenden: Nicht die Beschneidung am Körper, sondern die des Herzens zählt, nicht der Tempel in Jerusalem, sondern der, den die Gemeinde darstellt, nicht die Unterscheidung von rein und unrein, sondern der Dank, mit dem genossen wird. Paulus kann all dies auf den Nenner bringen: »Weder Beschneidung gilt etwas noch Unbeschnittenheit, sondern neue Schöpfung« (Gal 6, 15). Und er meint damit niemand anders als Jesus Christus und die ihn kraft des heiligen Geistes bekennenden Menschen.

5. Hart daneben tritt die Behauptung: »Die Beschneidung gilt nichts, und die Unbeschnittenheit gilt nichts, sondern – das Halten der Gebote Gottes« (1 Kor 7, 19). Diese Behauptung ist fraglos mit gleichem Gewicht wie die zuvor zitierte versehen und für Paulus gleich gültig. Ausgeklammert und objektiv nicht gelöst ist vom Apostel freilich das Problem, dass auch die Beschneidung zu diesen Geboten gehört (1 Mos 17, 9–14). Möglich sind ihm die Ausklammerung und die gleichzeitige Beibehaltung der Gebote Gottes als Norm aus folgendem Grund: Paulus sieht in Anknüpfung an jüdische Tradition das ganze Gesetz in einem einzigen Gebot zusammengefasst, in dem Gebot der Nächstenliebe, und er unterstellt die übrigen Weisungen diesem einen Gebot. Sie, die Agape, ist die dem anderen Menschen zugewandte Seite des Glaubens. Kann der Glaube nach Paulus sagen: »Alles ist erlaubt«, so schränkt die Liebe, durch die der Glaube wirkt, ein: »Aber nicht alles ist nützlich, nicht alles baut auf« (1 Kor 10, 23). Der Glaube erwächst in der Gemeinschaft, er weist in die Gemeinschaft ein, und er bejaht die Gemeinschaft. Darum bejaht er nach Paulus zugleich das Gebot der Nächstenliebe und erfüllt es. Das Gesetz gehört für den Apostel dieser bestehenden und vergehenden Welt an. Desgleichen leben für ihn Glaubender und Gemeinde noch in dieser Welt. Darum bleiben sie mit dem Gebot konfrontiert. Bejahen sie es, dann nach Paulus nicht, um diese Welt zu bejahen, sondern um sie zu verwandeln und die ihnen selbst widerfahrene Verwandlung zu leben.

Der Mensch ohne Christus ist für den Apostel in seinem Wesen ein Begehrender, der sich vor Gott behaupten und damit letztlich wie Gott sein will. Als solcher wird er vom Gesetz dem Tod überliefert. Durch den Glauben, das heisst mit der Hingabe an die Gnade Gottes, wird nach Auffassung des Apostels das Begehren gestillt. Der Mensch vermag nun nicht auf das Eigene, sondern auf das, was dem anderen dient, aus zu sein. In dieser Ausrichtung hält Gott bzw. der Geist Gottes den sog. »alten« Menschen, den begehrenden, der stets von neuem zum Durchbruch kommen will, im Tode. Die Erfüllung des Gesetzes

durch die Liebe zu anderen ist also nach Paulus die positive Gestalt des Absterbens gegenüber dem Gesetz⁴. Neuschöpfung und Halten der Gebote Gottes sind damit für den Apostel nicht verschiedene Dinge, sondern eine Einheit. Durch die Neuschöpfung des Menschen ist das Gesetz an ihm zur Erfüllung gekommen. Die ständige Erneuerung des Menschen durch die Gnade Gottes hält das Gesetz weiterhin erfüllt. Diese Erfüllung wird in Gestalt der Liebe zum Nächsten gelebt.

6. Die Losung des Kirchentages – »Einer trage des anderen Last« – ist nichts anderes als eine Umschreibung des Liebesgebotes. Seine Befolgung ist nach Paulus die Erfüllung des Gesetzes Christi. Die Thora Christi ist für ihn kein anderes Gesetz, kein neues, sondern das nach seiner Auffassung grundlegende Liebesgebot aus der jüdischen Bibel⁵. Paulus nennt es Gesetz Christi, weil die Erfüllung des Gesetzes für ihn durch Jesus Christus geschieht und nicht losgelöst von ihm zu denken ist. So besagt die Wendung »Erfüllung der Thora Christi« nichts anderes, als dass Jesus Christus ständig neu die Kraft verleiht, den im Gebot der Nächstenliebe zusammengefassten Willen Gottes zu erfüllen. Der Vollzug von Glaube an Jesus Christus und Leben dieses Glaubens in der Agape ist für Paulus identisch mit dem Töten des »alten« Menschen, von dem er in seinen Briefen immer wieder spricht. Glaube und Liebe stellen deshalb gewissermassen die Bewahrheitung der Kreuzigung mit Christus dar.

7. So wie Paulus in verwandelter Form unnachgiebig an der Gültigkeit des Gesetzes festhält, so auch an der Ununtrennlichkeit der Verheissung. Beide sind für ihn untrennbar. Denn die Erfüllung der Verheissung und die Erfüllung des Gesetzes durch den gekreuzigten und auferweckten Jesus fallen für den Apostel zusammen. Wie Paulus deshalb in unüberbietbarer Weise von Gefangenschaft und Tod Israels im Gesetz ohne Christus spricht, so hält er unerschütterlich an der Gewissheit fest, dass Gott seine an ganz Israel ergangene Verheissung einlösen und die Zukunft Israels »Leben aus den Toten« sein wird. In dieser Gewissheit kann er in den oft unterdrückten Kapiteln 9–11 des Römerbriefes ein grosses Treuebekenntnis zu Israel ablegen und sein ganzes Leben und Wirken unter den Völkern als einen einzigen Dienst an Israel bezeichnen.

8. Eine Aufnahme der Theologie des Apostels in der Gegenwart, die meinte, man könne sich unter Umgehung oder Abschwächung von deren destruktiven Seiten auf die konstruktiven werfen, wäre kurzschlüssig. Wie in der Person des Paulus, so sind in seiner Theologie die destruktiven Momente in den konstruktiven mitgesetzt und werden deshalb gewissermassen mit ihnen mittransportiert. Die von Paulus proklamierte Eröffnung der Gottesgemeinschaft durch Christus ohne Gesetz wird, sofern sie absolut gesetzt wird, stets dazu führen, das Leben mit der Thora als Leben zum Tode zu definieren, wie verschlüsselt auch immer.

Einer unmittelbaren und undifferenzierten Übernahme der Struktur paulinischer Theologie und also auch des paulinischen Gesetzesverständnisses steht – mit den eingangs angedeuteten geschichtlichen Folgen für das jüdische Volk – der Faktor entgegen, den Paulus im wesentlichen als beendet angesehen hat: die Dauer von Zeit und Ge-

schichte. Paulus hat den Beginn des Endes der Zeit bereits in seinem Rücken geglaubt. Unterpfand dessen waren für ihn die Auferweckung Jesu und die taufrische Gabe des Geistes Gottes an die Gemeinden. Der Abschluss des Endes der Zeit stand für ihn unmittelbar bevor. Gott hatte das Ende der Welt greifbar nahe herbeigeführt – das war für ihn Grund zur Freude. Unsere Situation heute ist hingegen durch menschliche Bestrebungen gekennzeichnet, der Welt durch ihre zerstörerische Verwaltung ein Ende zu bereiten. Diese Bestrebungen sind Grund grösster Sorge und haben zu stärkerer Rückbesinnung auf Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt geführt. Je mehr aber den Institutionen Theologie und Kirche die Schöpfung, die »Welt«, ins Haus steht, um so brennender wird die Notwendigkeit, über »Sein Gesetz« und damit zugleich über unsere Gesetze nachzusinnen – Tag und Nacht.

Der folgende Gesichtspunkt, der konstitutiv in diesen Zusammenhang gehört, führt unmittelbar zur Biographie des Paulus zurück. Der Apostel hat den irdischen Jesus nicht gekannt und seine Kenntnis auch für bedeutungslos erklärt (2 Kor 5, 16). Die Begegnung des Paulus mit Jesus beschränkte sich auf die visionäre Schau des auferweckten Gekreuzigten. Von dieser Grundgegebenheit ist seine ganze Theologie bestimmt. Jesus Christus wird in ihr *nur* als Gekreuzigter und Auferweckter theologisch entfaltet. In Übereinstimmung mit dieser christologischen Orientierung allein an den Grössen Tod und Auferweckung ist die paulinische Theologie durchweg von der Alternative Tod/Leben bestimmt. Nach ihrer destruktiven Seite ist sie reine Todestheologie, nach ihrer konstruktiven hin reine Theologie endzeitlichen Lebens. Nach Paulus werden die an Jesus Glaubenden dem Gekreuzigten und Auferweckten gleichgestaltet. So wird ihr gesamtes Dasein ständig auf jene endzeitliche Alternative Tod/Leben zugespitzt. Die Evangelien malen demgegenüber nicht nur den sterbenden oder toten Jesus vor Augen (Gal 3, 1); sie zeichnen vielmehr Jesu Weg im Land Israel nach – bis hin zum Kreuz zwar, aber auch bis hin zu einer täglichen Tischgemeinschaft, die den peinlichen Vorwurf »Fresser und Säufer« hervorzurufen vermochte (Matth 11, 19). Sie bilden so, wenn auch verhalten, ein heilsames Gegengewicht gegen das spröde Weltverhältnis paulinischer Herkunft.

Einen Zug aus diesem Zusammenhang möchte ich besonders hervorheben. Die Verkündigung von Jesus Christus ist nach Paulus aus einem Grunde Heilsbotschaft: Sie lädt ein, den dem sog. »alten« Menschen zukommenden Tod im Gericht Gottes bereits jetzt mit Christus zu sterben, um aufs Leben hin verwandelt zu werden. Voraussetzung ist, dass der Sünder des Todes sterben muss. Zum *todeswürdigen* Sünder aber wird der Mensch nach Paulus durch das Gesetz. Jene Voraussetzung, der Tod im leiblichen oder geistlichen Sinne sei gerechte Strafe für die Sünde, ist eines neuen Überdenkens wert. Sie mochte im Rahmen eines Weltbildes schlüssig sein, in dem die Todesstrafe im politischen Leben eine selbstverständliche und unhinterfragte Gegebenheit war. Christliche Theologie tritt demgegenüber heute für den Ausschluss der Todesstrafe aus dem Strafrecht ein. Allein schon aus diesem Grunde muss sie sich fragen, ob sie auf der theologischen Ebene weiterhin mit Paulus den Tod als der Sünde Sold auszulegen in der Lage ist. Von solcher theologischen Revision des Strafrechts Gottes her würde auch das Gesetz, die Thora, einen anderen Stellenwert bekommen als den, den sie in der paulinischen Dreiheit von Sünde, Gesetz und Tod hat. Das Gesetz müsste nicht mehr Kraft der Sünde und Medium des Todes, es müsste nicht mehr allein

⁴ Vgl. E. L. Ehrlich: Zur Geschichte des Pharisäismus, s. o. S. 46 ff.

⁵ K. Thieme: Urdiakonie als Heilmittel des Urschismas, in: FR VI/1954, Nr. 21/24, S. 15, 3.

Anmerkungen d. Red. d. FR.

Gegenstand der Furcht sein. Vielmehr könnte es etwas von den freundlichen Zügen bekommen, die es im Judentum stets gehabt hat. Es wären die Züge der Weisung, die dem umkehrwilligen Sünder die Richtung des Weges, die Praxis der Umkehr, anzeigt und deren ständig neue Auslegung zu wahren hat, solange diese Welt besteht.

9. Wir haben Paulus bleibend zu danken, dass er wie kein anderer im Auftrag Jesu unbeirrt die Tür des Gottes Israels zu den Völkern aufgehalten und seinen Reichtum für alle Menschen ausgerufen hat. Wir haben Paulus auch nichts abzumarkieren, wenn er das Gesetz dahingehend zusammenfasst, einander die Lasten zu tragen. Aber wir brauchen uns gerade deshalb keinen Zwang von ihm auferlegen zu lassen, das Gesetz auch im übrigen nur mit seinen Augen zu sehen. Wir brauchen uns nicht dem dankbaren Umgang mit der Thora, ihrer Zusage und ihrem Gebot, auf jüdischer Seite zu verschliessen. Wir würden andernfalls nicht Lasten tragen, sondern neue aufladen. Solche Offenheit für die Thora in ihrem jüdischen Verständnis würde vermutlich nicht zuletzt Gewinn für uns selber bedeuten: Wir könnten die Furcht vor dem Gesetz, der Forderung Gottes, verlieren, aber es gerade darum um so ernster nehmen. Paulus selbst hat auf seine Weise im Zusammenhang des in diesen Tagen vielverhandelten Verses Gal 6, 2 ein eindrückliches Beispiel dafür gegeben: Die der Losung folgenden Verse mit ihren Bezügen auf Gesetz, Gemeinschaft, Verheissung und Gericht sind ein Stück Auslegung des Gesetzes, wie sie nur von jemandem formuliert sein kann, der inmitten seiner jüdischen Brüder Thora gelernt hat.

B Dr. phil. Ernst Ludwig Ehrlich, Basel: Über die Tora*/**

Wenn Juden heute mit Christen reden, so kommt das Gespräch rasch auf die Gegenüberstellung von »Gesetz und Evangelium«. Mit Gesetz wird dabei meist ein hebräischer Begriff bezeichnet, der »Tora« lautet. Über ihn wollen wir heute sprechen.

»Tora« lässt sich kaum in einer europäischen Sprache wiedergeben. Für die Übersetzung mit »Gesetz« spricht die Verwendung dieses Wortes in den ersten Kapiteln des Buches Leviticus. Versucht man jedoch auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes zurückzugehen, so ergibt sich, dass mit »Tora« die bei Gott eingeholte Weisung, der göttliche Bescheid gemeint war. Das Wort schillert aber in vielen Bedeutungen. Es kann auch für eine menschliche Weisung verwendet werden, etwa der Mutter (Prov. 1, 8; 6, 20); es kann ein einziges Gesetz meinen (etwa das des Brandopfers, Lev 6, 2) oder die Zusammenfassung oder den Inbegriff aller Gesetze: die Tora Gottes (Ex 13, 9). Erschwert wird uns das Verständnis dieses Wortes, dass es nicht selten in Verbindung mit ähnlichen Begriffen erscheint: Recht, Regel, Gebot . . .

So ist der Begriff der Tora allmählich zur Totalität eines Überlieferungsgutes geworden. Wenn man ihn im Judentum verwendet, so schwingt darin etwas vom sozialen Gewissen, der Hoffnung, der Erziehung, der religiösen Durchdringung mit. Es ist also allmählich ein Zustand eingetreten, der in grossem Gegensatz zu dem gesehen werden muss, was man ursprünglich unter »Gesetz« zu verstehen

pflegte, nämlich Vorschrift, Einschränkung, Beschränkung, Verbot.

Nun haben längst schon die biblischen Autoren über den tieferen Sinn des Wortes »Tora« nachgedacht. Einen der frühesten Kommentare finden wir im Psalm 1, Vers 2: »Denn an der Tora Gottes hat der Mensch Wohlgefallen, und über seine Tora sinnt er Tag und Nacht.« Hier ist eine Stimmung eingefangen, die uns verstehen lässt, dass Tora nicht nur ein gesetzliches Kompendium darstellt, sondern ein in Gott verankertes Werk ist, und man wird nicht fehlgehen, Tora, wenn man dieses Wort überhaupt übersetzen mag, die Bedeutung von »Offenbarung« beizulegen.

Sehr klar kommt diese Vorstellung in einem schönen Ausspruch des R. Akiba zum Ausdruck, der sich in den Sprüchen der Väter (III, 18) findet: »Geliebt ist der Mensch, denn er ist im Ebenbilde Gottes erschaffen worden. Aus besonderer Liebe ist ihm kundgetan worden, dass er im Ebenbild Gottes erschaffen worden sei, denn es heisst: ›Im Ebenbilde Gottes machte er den Menschen.‹ Geliebt sind die Israeliten, denn sie heissen Kinder Gottes. Denn es heisst: ›Ihr seid Kinder des Herrn, eures Gottes‹ (Dt 14, 1). Geliebt sind die Israeliten, denn ein kostbares Gerät ist ihnen verliehen worden . . . , durch das die Welt erschaffen wurde: denn es heisst: ›Eine gute Belehrung habe ich euch gegeben, verlasst meine Tora, meine Lehre, nicht.‹ (Prov. 4, 2). Dieser Spruch zeigt klar, welche zusätzliche Verpflichtung Israel auf sich genommen hat, obwohl doch jeder Mensch im Ebenbilde Gottes geschaffen wurde und daher jeder Mensch von Gott geliebt wird. Die Liebe Gottes, so meint hier R. Akiba, erstreckte sich also keineswegs allein auf die Israeliten, die nur etwas empfangen haben, was ihnen zur Aufgabe geworden ist: die Lehre, die Tora.

Ähnlich drückt es auch das Hauptwerk der Kabbala, der Sohar aus, ein Werk, das am Ende des 13. Jahrhunderts entstanden ist. Dort heisst es: »Würdig ist das Volk der Heiligen. Er erwählte es unter allen götzendienerischen Völkern und erhob es dazu, IHM zu dienen und segnete es mit SEINEM Segen, mit dem Segen SEINES Namens. Komm und merke auf: Allen übrigen Völkern auf der Welt gab der Heilige, gepriesen sei ER, einige von ihnen als Herrscher, die über sie herrschen. Israel aber machte sich der Heilige, gepriesen sei ER, selbst zum Eigentum, zu seinem Diener und zu seinem Anteil, um mit ihm eins zu sein. So gab ER ihm die heilige Tora« (Sohar III, 260b).

Die Tora konnte so alles allen bedeuten. Dem Theosophen, der schon unter hellenistischen Einfluss gekommen war, war sie der wahre Ausdruck göttlicher Weisheit. Dem Mystiker war sie die himmlische Braut, die Berührung mit der Menschheit bedeutete die Hochzeit von Himmel und Erde. Was konnte einem armen Sterblichen Besseres widerfahren, als diese Tora zu studieren? Für die meisten Lehrer jedoch war die Tora die Manifestation von Gottes Willen, der zum besten der Menschen geoffenbart wurde, oder wie es der Talmud sagt: »Wer sich mit der Tora um ihrer selbst willen beschäftigt, stiftet Frieden zwischen oben und unten« (Sanh. 99b). Es ist übrigens charakteristisch, wie gerade in diesem Talmudabschnitt die Rede vom Toralernen und vom Verdienstlichen des sich mit der Tora Beschäftigten direkt sozusagen nahtlos übergeht in das Veranlassen seines Genossen zur Ausübung einer gottgefälligen Handlung. Beschäftigten mit der Tora und das Verwirklichen von Gerechtigkeit lassen sich nicht voneinander trennen, gehen ineinander über.

* S. o. S. 78, Anm. 1, ibid. S. 616–621.

** Eine ausführliche Fassung dieses Beitrages erschien in der Zeitschrift »Evangelische Theologie« München (37/6). November/Dezember 1977, S. 536–549.

Tora und Liebe zu Gott stehen im Zusammenhang. Die Wunden, so sagt der Midrasch (Mechilta Bachodesch), die Israel zugefügt wurden, weil es die Tora hielt, gaben ihm die Liebe »meines Vaters im Himmel«. Die Tora ist daher ein Mittel, die gegenseitigen Beziehungen der Liebe zwischen Israel und seinem Gott zu stärken. Das Ausüben der Tora ist ein Zeugnis der Juden in ihrer Beziehung zu Gott.

Anknüpfend an Koh 12, 11: »Der Weisen Worte sind wie Stachelstäbe . . . von einem Hirten gestellt« heisst es: »Die Worte der Tora und die Worte der Weisen sind von einem Hirten« (Num. r. XIV, 4, ed. Friedm. 9a-b). So hat die jüdische Tradition den Zugang zur Tora ungemein erweitert und dynamisiert und die Offenbarung für Jahrhunderte weitergeführt. Dieser gesamte Prozess hat natürlich schon recht früh begonnen, längst bevor im 2. Jahrhundert die Mischna-Sammlung entstanden ist. Es gibt tatsächlich eine jahrhundertealte Entwicklung, die von der nachexilischen Periode bis in die ersten Jahrhunderte nach Chr. reicht. Hier wurde immer aufs neue während eines langen Zeitraumes der Versuch unternommen, die Gebote in der Realität des Lebens zu konkretisieren. Man kann es auch anders ausdrücken: Biblischen Vorschriften sollte eine praktische Handhabe für die Führung des Lebens an die Seite gestellt werden. Man muss sich davor hüten, in den Diskussionen der Rabbinen abstrakte Spekulationen zu sehen. Die Lehrer waren sich selbst recht genau der Problematik bewusst, was es bedeuten kann, wenn man nur theoretisiert. Die Warnungen, das Studium und die Weisheit nicht höher zu schätzen als das Tun, werden oft erhoben: »Ein jeder, dessen Taten zahlreicher sind als seine Weisheit, dessen Weisheit wird Bestand haben, ein jeder aber, dessen Weisheit mehr als seine Taten, dessen Weisheit hat keinen Bestand« (Abot III, 9). Ähnlich Rabban Simeon ben Gamliel: »Aber nicht der Midrasch ist die Hauptsache, sondern das Tun« (Abot I, 17). In diesem Sinne zielte alle Beschäftigung mit der Tora darauf hin, den Willen Gottes in dieser Welt zu verwirklichen, und das bedeutet natürlich soziale Gerechtigkeit und Liebe. Man war sich darüber einig, dass das Studium grösser als das Tun ist, weil es letztlich zum Tun führt (vgl. Sifre Ekev, ed. Horovitz p. 84 f., Abschn. 41); das meint in unserem Zusammenhang konkret: Nur wenn man durch die Beschäftigung mit der schriftlichen Tora ihren ganzen Sinn für die damalige Gegenwart erschliessen kann, kommt man zur Verwirklichung des göttlichen Willens.

So wesentlich die Entwicklung der Tora durch die Lehrer auch gewesen ist, es lag in ihr doch eine Gefahr: Tradition konnte zur Offenbarung werden und damit Lehrer zu Trägern des Heiligen Geistes. Dem war aber nicht so. Ein Lehrer jedoch, der innerhalb seiner Erkenntnisse etwas Neues vorbrachte, verstand seine Worte vor allem und zuerst als Diskussionsbasis: meist wurde abgestimmt und danach entschieden, was aber auch keinen unumstösslichen Beschluss für immer bedeutete. Gelegentlich wurde als Stütze für die eine oder andere Meinung eine »bat kol«, eine himmlische Stimme, angeführt. Diese wurde jedoch nicht als Entscheidungsgrundlage akzeptiert: »Da stand jedoch Rabbi Jehoschua als Sprecher der Weisen auf und sprach: »Sie ist nicht vom Himmel« (Dt. 30, 12). Und die Tradition erklärt: »Weil die Tora schon am Berge Sinai gegeben wurde, achten wir nicht auf eine Himmelsstimme, denn Du hast schon in der Tora auf dem Berg Sinai geschrieben: »Man muss sich nach der Mehrheit richten« (Ex 23, 2) / (Baba m. 59-a-b). Im

übrigen sind Entscheidungen oft erst nach Jahrzehnten gefällt worden, oder frühere Beschlüsse wurden verändert. Manche Entscheidungen stammen von Rabbi Jehuda Ha Nasi (190), dem Kodifikator der Mischna, anderes liess er offen.

Die Entscheidung in der Halacha hatte eine grosse Bedeutung für das Leben, daher wurde die Meinung vertreten, eine erschwere Bestimmung dürfte nur auferlegt werden, falls die Mehrheit der Gemeinschaft durch sie nicht überfordert würde (Baba k. 79 b).

Andererseits liess man auch der individuellen Haltung eines Menschen weiten Raum, ohne Dinge, die für das religiöse Leben von entscheidender Bedeutung waren, zu reglementieren. Am Anfang der Mischna Pea findet sich dafür ein charakteristischer Hinweis: »Folgendes sind die Dinge, die von der Tora kein gesetzliches Mass haben: . . . gemilut chassdim: Liebestaten; . . . talmud tora: das Studium der Tora.« Interessanterweise wird in diesem Zusammenhang auch »das Erscheinen« erwähnt (Hara'jon). Damit ist offenbar das beliebige Erscheinen im Vorhof des Tempels am Fest gemeint oder das Darbringen von Wallfahrtsopfern nach Belieben. Für unser Thema von Interesse ist dann auch der Schluss der 1. Mischna Pea: »Folgende Dinge sind es, deren Früchte der Mensch bereits in diesem Leben geniesst, aber der beständige Fonds (hakeren kajemet) bleibt ihm für das künftige Leben (olam haba'): Ehrerbietung gegen Vater und Mutter, Friedenstiften zwischen dem Menschen und seinem Mitmenschen, und Studium der Tora übertrifft sie alle, – weil es eben zu den andern Taten führt.

Die Tora ist zwar an Israel gebunden, Zeichen der Erwählung, Bedingung für den Bund, andererseits besitzt sie auch ein universalistisches Element, das sich von Israel gelöst hat. »Warum war die Tora nicht im Lande Israel gegeben worden? Damit die Völker der Welt keine Entschuldigung haben sollten: Weil sie im Lande Israels gegeben wurde, haben wir sie nicht angenommen. Ein anderer Grund: Die Tora wurde in der Wüste gegeben, öffentlich und offen, an einem Platz, der niemandem gehört. Drei Dingen gleicht die Tora: Der Wüste, dem Feuer und dem Wasser. Das soll dir sagen, so wie diese frei für alle Menschen sind, so sind auch die Worte der Tora frei für alle, die auf die Welt kommen (lechol bae haolam)« (Mek. Bachodesch, Lauterbach II, S. 237).

Es gibt eine Vielzahl rabbinischer Äusserungen, die Tora nicht zu eigennützigen Zwecken zu missbrauchen: »Rabbi Zadok sagte: Mache die Tora nicht zu einer Krone, dich damit zu rühmen, und nicht zu einem Spaten, damit zu graben, so pflegte auch Hillel zu sprechen: Wer sich der Krone bedient, der vergeht. Daraus lernst du, wer die Worte der Tora eigennützig anwendet, der nimmt sein Leben aus der Welt« (Abot 4, 7). Der Begriff des »Lischma«, um seiner selbst willen eigentlich »zu hören«, spielt eine grosse Rolle in der rabbinischen Literatur. Darunter versteht man die Ausübung der Tora, ohne das bewusste oder unbewusste Verlangen, dafür irgend etwas, also Lohn zu erhalten: »Möge es dein Wille sein, o Herr, unser Gott, dass du Frieden stiftest in der oberen und in der unteren Familie und unter den Schülern, die sich mit deiner Tora befassen, sei es, dass sie es um ihrer selbst willen, sei es, dass sie es nicht um ihrer selbst willen tun. Alle aber, die sich damit nicht um ihrer selbst willen befassen, mögen, so sei es dein Wille, sich damit um ihrer selbst willen befassen« (Ber. 17 a).

Der Satz von Antigonos von Socho: »Seid nicht wie Sklaven, ihrem Herrn zu dienen, um Lohn zu bekommen«

(Abot I, 3) ist bekannt, aber diese Tendenz zieht sich durch die ganze rabbinische Literatur. So wurden die Worte Dt 11, 13: »Den Herrn euren Gott zu lieben« so ausgelegt: »Sage nicht, ich will die Tora studieren, um ein Rabbi genannt zu werden oder um Reichtum zu erlangen oder dafür in der kommenden Welt belohnt zu werden, sondern tut es um eurer Liebe zu Gott willen. Alles, was ihr tut, tut nur aus Liebe« (Sifre p. 87, ed. Finkelstein). Eine amüsante Pointe hat der Midrasch zu Ps. 112, 1. Dort heisst es ganz naiv: »Beglückt der Mann, wenn er den Herrn fürchtet... Vermögen, Reichtum sind in seinem Haus.« Der Midrasch aber sagt: »Beglückt der Mann, der sich an seinen Geboten erfreut, aber nicht am Lohn seiner Gebete.« Hier sehen wir, wie die rabbinische Tradition einen Gedanken weiterentwickelt, weil der biblische Text nicht mehr dem religiösen Bewusstsein der Späteren entsprach.

Die Tatsache, dass im jüdischen Kalender ein Fest existiert, das Simchat Tora (Freude am Gesetz) heisst, sagt genug darüber aus, wie bis zum heutigen Tag die Kontinuität der jüdischen Tradition über die Tora nicht erloschen ist. Und es ist kein Zufall, dass dieses Fest, wenigstens an seinem Vorabend, ein Kinderfest ist, um damit zu zeigen, dass die Kette der Generationen nicht abreisst.

III Judentum — jüdisch gesehen* Zur EKD-Studie »Christen und Juden« von 1975 **/***

Von Landesrabbiner

Dr. Nathan Peter Levinson, Heidelberg

Den folgenden Auszug des in der Arbeitsgemeinschaft »Juden und Christen« bei dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Berlin am 11. 6. 1977 von Landesrabbiner Dr. Levinson gehaltenen Vortrag bringen wir mit freundlicher Genehmigung des Verfassers und des Kreuz-Verlags (Anm. d. Red. d. FR).

... Das grosse Verdienst der EKD-Studie »Christen und Juden« ist es, nicht mehr auf die Juden als Tolerierte und nicht auf das Judentum als geduldete Religion herabzuschauen. Die Mentalität der Herrschenden ist unpopulär geworden, die siegreiche Kirche nicht mehr gefragt... Sicherlich hat man auch vorher gewusst, dass das Christentum aus dem Judentum hervorgegangen ist, dass der Glaube an den einen Gott, der Gottesdienst, der wöchentliche Ruhetag, der Gebetsgottesdienst, die Predigt im Judentum ihren Ursprung haben, aber es gibt einen Unterschied zwischen rhetorischem Wissen und praktischer Anwendung, und das Bewusstsein der Kirche wurde nicht durch die Gemeinsamkeiten mit dem Judentum, sondern durch die Unterschiede geprägt...

Das Christentum hat es nicht nötig, sich auf Kosten anderer, nämlich des Judentums, zu profilieren. Ich habe zu grossen Respekt vor den gewaltigen Beiträgen christlichen Denkens, die unsere gesamte Kultur geprägt haben, als dass ich zu glauben vermeinte, das Christentum müsse das Judentum als dunkle Folie, als schwarzen Hintergrund zur Aufhellung seiner eigenen Wahrheiten benutzen... Ähnliches müssen wir leider auch von vielen auch noch heute immer und immer wieder nachgedruckten Religionsbüchern sagen, die, genau wie Stauffer, Bornkamm, Braun und andere ständig das ganz andere, das radikal Neue

* In: Kirchentagstaschenbuch Berlin '77, S. 167 (S. u. S. 154), vgl. auch »Deutscher Evangelischer Kirchentag, Dokumente«, s. o. S. 78, Anm. 1, ibid. S. 631–635.

** Christen und Juden. Eine Studie der Kommission »Kirche und Judentum der EKD«. S. in: FR XXVII/1975, S. 68 ff.

*** Vgl. u. a. u. S. 89 ff.

betonen, das mit dem Christentum und Jesus angefangen hat, wobei sie das Judentum genauso behandeln, wie ich es eben anzudeuten versucht habe. Wenn zum Beispiel der Neutestamentler Braun die exegetische Regel aufstellt, dass alles, was uns bei den Jesusworten als eminent jüdisch begegnet, eo ipso nicht von Jesus stammen kann, dann ist man als Jude einfach erschüttert und fragt sich, weshalb die Christen denn immer meinten, wir Juden sonderten uns vom Christentum ab...

Ganz gewiss sind die Unterschiede zwischen Judentum und Christentum nicht auf dem ethisch-sozialen Sektor zu finden. Die meisten der sittlichen Gebote, insbesondere diejenigen, die den Schutz der Unterprivilegierten zum Inhalt haben, finden sich in der hebräischen Bibel, nicht weil das Christentum sie nicht kannte, sondern weil sie schon in der Bibel, die ja die Bibel aller war, enthalten waren... Die Unterschiede zwischen Christentum und Judentum beziehen sich, wie auch in vorliegender Studie, hauptsächlich auf die Person Jesu.

Allerdings sollten wir uns nicht die beliebte zeitgenössische Interpretierung zu eigen machen, als ob die Hinwendung Jesu zu den Ausgestossenen und den Sündern das Hauptärgernis für das damalige jüdische Establishment gewesen sei, wobei das Judentum der Zeit Jesu aus einer reaktionären Gruppe von Herrschenden bestand, die den Sozialrevolutionär Jesus aus dem Wege räumen wollte... Jesu Hinrichtung hatte sicherlich nichts mit seiner sozialen Einstellung, dagegen alles mit einem von den Römern immer befürchteten patriotischen jüdischen Aufstand zu tun... Auf alle Fälle aber war Jesus kein Hippie, er war ein Rabbi... David Flusser hat überzeugend nachgewiesen, dass Jesus selber kein einziges Gebot der Thora verletzt hat¹ und dass die Erzählung über das Ährenraufen der Schüler am Sabbat eine spätere Fehlinterpretation eines Unterschiedes zwischen jüdischem und galiläischem Brauch war. Selbstverständlich durfte am Sabbat geheilt werden, der nach pharisäischer, und das ist Jesu Lehre für den Menschen und nicht umgekehrt, geschaffen war. Es waren auch und gerade die Pharisäer, die auf Jesu Seite standen²... Vielleicht wäre es auch hilfreicher gewesen anzumerken, dass aus historisch verständlichen Gründen die Evangelien eine römer-freundliche Tendenz zeigen, die darauf abzielt, diese auf Kosten der jüdischen Gruppe von der Schuld am Kreuz zu absolvieren. Durch die Kollektivschuldthese der Juden ist unermessliches Leid über Israel gekommen. Dass der Verräter Judas eine Symbolfunktion für das jüdische Volk bekam, hat Hermann Levin Goldschmidt kürzlich überzeugend aufgezeigt³.

Juden haben ihren Bruder Jesus vielfach in das Judentum heimgeholt. Sie betrachten ihn dann mit Leo Baeck als »einen Mann aus dem jüdischen Volke, auf jüdischen Wegen, im jüdischen Glauben und Hoffen – ... der ... so klar ... das Reine und Gute des Judentums offenbart, einen Mann, der als der, welcher er war, nur aus dem Boden des Judentums hervorwachsen konnte und ... der hier allein, in diesen jüdischen Bereichen, in der jüdischen Zuversicht und Sehnsucht, durch sein Leben und in seinen Tod gehen konnte, ein Jude unter Juden«⁴. Oder in den Worten Martin Bubers: »Jesus habe ich von Jugend auf als meinen grossen Bruder empfunden, dass die Christen-

¹ Vgl. dazu: David Flusser: Thesen zur Entstehung des Christentums aus dem Judentum. In: FR XXVII/1975, S. 181 f., Ziff. 7.

² E. L. Ehrlich: Zur Geschichte der Pharisäer, s. o. S. 46 ff.

³ Vgl. dazu: H. L. Goldschmidt: Heilvoller Verrat, in FR XXVIII/1976, S. 82.

⁴ Leo Baeck: Das Evangelium als Urkunde der jüdischen Glaubensgeschichte. Berlin 1938, Schocken Verlag (Bücherei Nr. 87, S. 69 f.).

heit ihn als Gott und Erlöser angesehen hat und ansieht, ist mir immer als eine Tatsache von höchstem Ernst erschienen, die sich um seinen- und meinen Willen zu begreifen suchen muss... Gewiss, als je ist mir, dass ihm ein grosser Platz in der Glaubensgeschichte Israels zukommt...» Und Max Nordau sagte: »Jesus ist die Seele unserer Seele, wie er das Fleisch unseres Fleisches ist.«

... Viele, die den Juden *ihren* Auserwähltheitsanspruch übelnehmen, vergessen, dass die Kirche sich »als das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums« bezeichnet und somit genau diesen Auserwählungsgedanken übernommen hat... Ich meine, dass jedes Volk irgendwie zu einer Aufgabe erwählt ist, besondere Gaben hat, die es zum Wohle der Menschheit einsetzt, und dass dagegen nichts einzuwenden ist, solange diese Erwählung nicht dem eigenen Dünkel dient, keine Herrschaft über andere beinhaltet und dem anderen seine Auserwähltheit nicht streitig macht.

Natürlich muss man mit der sogenannten Enterbungstheologie endgültig brechen und das heutige Judentum unter Einbeziehung des Staates Israel ernst nehmen. Man kann nämlich das Judentum als Wurzel schätzen, man kann die hebräische Bibel würdigen und sich mit ihr als mit einer Art Vorstufe des Christentums beschäftigen, um zu sehen, wie die Sache mit Gott eigentlich angefangen hat. Man kann auch die Rechte von Juden verteidigen und den Antisemitismus bekämpfen. Deshalb kann man trotzdem das Judentum und den heutigen Staat Israel theologisch negieren, weil sie eigentlich nach dem Erscheinen des Christentums keine Existenzberechtigung mehr hätten. So hat man jahrhundertlang gedacht, und so denken auch heute noch viele, insbesondere wenn sie meinen, dem Staat Israel keine theologische Bedeutung zu messen zu können... Die Studie verlangt, »die neu aufkommende Judenfeindschaft auch in der Gestalt des politisch und sozial motivierten »Anti-Zionismus« zu bekämpfen«. Zudem betont sie, dass es ein jüdisches Volk gibt, und beschränkt sich nicht darauf, Judentum als Konfession oder Religionsgemeinschaft abzuhandeln. Der Staat Israel sei zwar eine politische Grösse, er stelle sich aber zugleich in den Rahmen der Geschichte des erwählten Volkes. Das ist alles ungefähr das Gegenteil von dem, was man heute aus dem Munde vieler pseudo-progressiver Theologen hören kann... Dass es noch heute ein vitales und lebensfähiges Judentum gibt, das passt überhaupt nicht in ihr theologisches Konzept. Es ist nur gut, dass sich die Geschichte nicht immer nach theologischen Lehrbüchern richtet.

Wenn ein Jude heute von Auschwitz redet, empfinden das viele in Deutschland als eine Taktlosigkeit oder Aggression. Christliche Theologen ausserhalb Deutschlands aber können nicht mehr so theologisieren, als ob es Auschwitz nicht gegeben hätte. Ein theologisch und existentiell so einschneidendes Thema aber darf gerade in diesem Lande nicht ausgeklammert werden. Es ist das grosse Verdienst der Studie, gerade dieses Thema angepackt zu haben. Es erscheint hier, meines Wissens zum erstenmal in einer offiziellen deutschen Verlautbarung, das Wort »Holocaust«⁵... Die Studie betont, dass für das jüdische Volk der Name Auschwitz mit der Vernichtung des europäischen Judentums identisch ist und dass es zu einem Wendepunkt geschichtlichen und theologischen Denkens wurde...

⁵ Vgl. dazu u. a.: Helga Croner, Das »Holocaust«, Jüdische und christliche Versuche zu einer Holocaust-Theologie, sowie N. P. Levinson: Internationale »Holocaust«-Konferenz in Hamburg, in: FR XXVII/1975, S. 20 ff.

2 Juden und Christen — Folgerungen aus einer Studie der Evangelischen Kirche in Deutschland*/**

Ansprache von Dr. Martin Kruse, Bischof der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche am 22. Januar 1978

Für die uns zur Verfügung gestellte Ansprache von Bischof Kruse mit den »Folgerungen« aus der »Studie der Kommission »Kirche und Judentum« der Evangelischen Kirche in Deutschland« sind wir sehr dankbar und bringen sie nachstehend (Anm. d. Red. d. FR).

Liebe Freunde!

I. »Juden und Christen — Folgerungen aus einer Studie der Evangelischen Kirche in Deutschland«, so steht es auf dem Programm. Die Frage, die hier gestellt ist, die nach dem Verhältnis von Juden und Christen, darf nicht eine Frage von speziell Interessierten bleiben. Sie geht ja an die Wurzeln unseres Glaubens, und sie geht, nach dem Schauerlichen, das hinter uns liegt, zugleich auch an die Wurzeln unserer Existenz als Deutsche. Was die Kirche betrifft, unsere Kirche, für die ich hier spreche, so besteht ganz zweifellos die Gefahr, dass sich in der Breite die Meinung festsetzt, es genüge doch, was auf dem Felde der jüdisch-christlichen Zusammenarbeit geleistet werde, zumal in unserer Stadt: die Gesellschaft für jüdisch-christliche Zusammenarbeit, die uns hier eingeladen hat, und dazu die Woche der Brüderlichkeit, die in diesem Jahr zum 100. Geburtstag Martin Bubers, jenes grossen Anregers des Gespräches, unter dem Thema »Leben ist Begegnung« stehen wird. Ich nenne die jüdische Volkshochschule mit ihrem vielfältigen Angebot und das Institut für Kirche und Judentum bei der Kirchlichen Hochschule Berlin mit beachtlichen Arbeiten und Publikationen. Und es wäre noch vieles andere hinzuzufügen, Lobenswertes. Und doch sage ich mit allem Bedacht: Das genügt nicht; denn unsere Kirche, ja die ganze Christenheit und damit auch jeder einzelne Christ muss das Verhältnis zum Judentum von Grund auf neu klären. Bleibt dies aber eine Aufgabe speziell Interessierter, so ändert sich im Grunde nichts oder doch zu wenig. Es müssen sich wohl immer erst kleine bewegliche Gruppen auf den Weg machen, um das Unbekannte in der Geschichte zu erkunden, aber sie tun das doch nicht für sich selbst aus ihrem Spezialinteresse, sondern in diesem Falle für die Kirche und für das Judentum. Nach jenen schauerlichen höllischen Judenmorden, nach jener intendierten »Endlösung«, genügt es nicht, bloss dem Antisemitismus abzusagen und auf der Hut zu sein, dass er nicht in neuen Formen in unserem Lande aufkommt, sondern es gilt darüber hinaus, einem unchristlichen, unreflektierten und weithin unbewussten Antijudaismus, den wir Christen in uns tragen, auf die Spur zu kommen. Das Verhältnis von Juden und Christen ist also neu und umfassend zu klären, und ich glaube, das ist eine mühsame, nicht in Jahren zu bewältigende Arbeit. Ja, sie wird erst zur Ruhe kommen, wenn Gott diese seine Welt vollendet hat und alle Völker vor seinem Thron versammelt sind.

II. Nun ist bekanntlich vor zwei Jahren eine Studie des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland erschienen,* die sich eben dieser Aufgabe widmet, das Verhältnis von Christen und Juden neu zu bestimmen. Sie will

* »Christen und Juden. Eine Studie der Kommission »Kirche und Judentum der Evangelischen Kirche in Deutschland«, in FR XVII/1975, S. 68 ff.

** Vgl. u. a.: o. 1/III, S. 88, Anm. **.